

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 13 (1918)
Heft: 7

Artikel: Die Weiberschlacht
Autor: Jakob, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

herausstreichen wollte, dann erhielt man allerdings noch einen Eindruck, nämlich den, daß die Massen noch lange in Aktion bleiben müssen, daß diese erste Frauendemonstration nur einen Anfang bedeuten konnte, daß es noch unendlich viel braucht, bis die Arbeiterschaft soweit ist, ihren Willen auch wirklich durchsetzen zu können, daß es notwendig ist, Regierung und Bürgertum immer wieder spüren zu lassen: Hinter den Forderungen ihrer Abgeordneten steht die ganze Arbeiterschaft. Nicht nur passiv, sondern gewillt, für ihre Forderungen auch selbst einzutreten.

Zustimmungskundgebungen.

Im Ratssaal wurden Zustimmungserklärungen bekannt gegeben seitens der Union für Frauenbestrebungen, der Zürcher Frauenzentrale, des Arbeiterinnenvereins Winterthur und der Delegiertenversammlung des Sozialdemokratischen Zürcher Oberländer Sekretariatsverbandes. Das Memorial wurde dem Regierungsrat und einer 15gliedrigen Kommission zur dringlichen Beratung übergeben. Vertreterinnen der verschiedenen Frauenvereine sind zur Mitberatung herbeizuziehen.

Solidaritätskundgebung der Zürcher Arbeiterschaft.

15.000 Proletarier und Proletarierinnen haben am Freitag, den 14. Juni, die Forderungen der Arbeiterinnen zu den ihren gemacht. Ähnliche Kundgebungen fanden in Wetzikon, Pfäffikon, Uster, Wädenswil, Winterthur und anderen Orten des Kantons Zürich statt.

Das schweizerische Aktionskomitee tritt in Funktion.

In einem Aufruf wird das Einverständnis mit den Forderungen der Zürcher Arbeiterschaft bekundet, zur Unterstützung dieser und schon früher aufgestellter Postulate sollen überall Massenkundgebungen erfolgen. Der machtvolle Protest habe sich besonders auch gegen die schmachtvolle Behandlung von Refraktären und Deserteuren zu richten.

Massenkundgebungen in Basel, Bern, La Chaux-de-Fonds, Reinach, Seetal, St. Gallen, Schaffhausen und andern Orten.

Die großen Demonstrationen zeigten überall das gleiche Bild: eine geschlossene Masse, einig im festen Willen, unsere

Forderungen müssen erfüllt werden. Erbittert durch das stete Nichtgehörtwerden, aufgebracht durch das sorglose „laissez faire“ und „laissez aller“ der Behörden, sind in Zürich und Basel nicht beabsichtigte Kundgebungen erfolgt. In Zürich zog ein Teil der Versammlungsteilnehmer nach der Bahnhofstrasse, eine Fensterscheibe wurde entzwei geschlagen. Das Bürgertum zitterte und Militär wurde aufgeboten. In Basel sind viele Fensterscheiben eingeworfen worden. Land auf und ab tönt es nun, die bösen Jungburschen haben es getan. Die Erbitterung ist nicht durch die Jungburschen geschaffen worden. Die uns noch ferne stehenden Arbeiter, die noch nicht gelernt haben, das Kräfteverhältnis richtig einzuschätzen, welche die Massen des ziel- und klassenbewußten Proletariates noch nicht kennen gelernt haben, werden leicht zu derartigen Kundgebungen hingelernt. Wir haben die Behörden, die besitzende Klasse je und je gewarnt; wer nicht hören will, muß fühlen. Nicht geheimnisvolle, dunkle Mächte sind im Spiel. Wohl sind es dunkle Mächte, aber sie haben nichts Geheimnisvolles an sich, sie heißen: Hunger, Not, Verzweiflung.

Die Arbeiterinnen Zürichs haben bewiesen, daß sie bereit sind, noch heute, in letzter Stunde mitzuarbeiten, um die unhaltbaren Zustände zu bessern. Der kommende Winter wird für alle eine außerordentliche Belastungsprobe bilden. Man hüte sich noch heute, die schweren Lasten auf die Schultern der schon wirtschaftlich Geschwächten zu wälzen.

Bleibt das Kapital nach wie vor heilig, dreimal heilig, kann man sich nicht entschließen, die alten ausgetretenen Wege zu verlassen und neue Bahnen zu gehen, erklären wir noch einmal, daß wir alle Verantwortung für die kommenden Dinge ablehnen müssen.

Die Richtlinien sind im Memorial der Zürcher Arbeiterinnen festgelegt:

Beschlagnahme der Vorräte, Verteilung nach Maßgabe des Bedarfes, nicht des Besitzes, unter Kontrolle der Arbeiterschaft.



Die Weiberschlacht

Aus „Wilde Kirichen“, von Hans Jakob.

Nicht bloß Rom, sondern auch meine Vaterstadt an der Ranzig hatte ihre Kämpfe zwischen Plebejern und Patriziern. Die Ideen der französischen Revolution waren auch unter die „Hinterlassen“ und Pfahlbürger des Städtchens gedrungen, und bereits 1805 hatten sie es durchgesetzt, daß die Almendächer und -wiefern in gleichen Teilen unter sie und die Wollbürger verteilt wurden. Zwanzig Jahre später ging es an den Wald. Bisher hatten nur die Altbürger Anspruch auf Holz aus den städtischen Wäldungen; jetzt verlangten auch die Vorstädter und Hinterlassen das gleiche Recht auf jährlich zwei Klafter Holz und hundertfünfzig Wellen.

Da gab's Aufruhr. Die Patrizier sahen ihr letztes Privilegium bedroht. Der Anführer der Opposition war der Weber Kaiser, den ich noch wohl kannte, ein aufrechter, stattlicher Mann mit großen blauen Augen und einer Habichtsnase. Er rauchte auf der Straße beständig aus einem kurzen Kölnerpfeifen. Beredt und geschäftig wie keiner seiner plebsischen Mitbürger, sammelte er diese um sich zu einem geschlossenen Bund, dem er den schönen Namen gab: „Das allgemeine Wohl“.

Ein Patrizier, bei dem er Herberge und seinen Weibstuhl hatte, kündigte ihm die Wohnung, als der Kampf begann. Was tut der Volkstribun und Sprecher „des allgemeinen Wohles“? Er zieht mit Weib und Kind unter die lustigen, steinernen Hallen des Rathauses, schlägt hier seine Zelte auf und hält Volksversammlungen, bis ihm der Magistrat eine Wohnung anbietet im „Gottlülthaus“.

Aber auch hier erregt er einen Aufstand gegen die Patrizier; er macht die armen Leute alle sozialdemokratisch. Ein Patrizier zweiten Ranges, der „Bedesidele“, stellt sich unter des „Kaisers“ Fahne und hilft räsonnieren über das städtische Regiment: „Auf dem Rathaus seien lauter Spitzhüben, denen einmal ein rechter Mann ins Kollegium gesetzt werden müsse, der ihnen

die und dünne die Meinung sage. Dazu wäre er, der Bedesidele, die geeignetste Persönlichkeit.“ Die Plebejer wählen ihn, kaum ist aber der Bedesidele im Rat, so verstummt seine Opposition. Und als sie ihn interpellieren, weil er sein Versprechen nicht halte, spricht er: „Ihr Bürger, i hätt' meiner Lebtag nie glaubt, daß es uf em Rothus so ehrlich herging.“

Die Zahl der „Bedesidele“ ist heute noch in ähnlichen Verhältnissen Region.

„Das allgemeine Wohl“ läßt seine Sache keinen Tag ruhen. Der Weber Kaiser verlegt die Agitation nun auch noch unter die Weiber, welche für diesen Fall leicht zu gewinnen waren. Sie wollen auch Holz brennen in der Küche und im Ofen, das nichts kostet, wie die Frauen der Wollbürger. Der Stadtrat verspricht, im Frühjahr 1826 die Plebejer am Holztrieb teilnehmen zu lassen und ernannt einstweilen den Bedesidele zum Waldmeister. Die Plebejer wittern hinter dieser Ernennung eine Art Staatsstreik und sind doppelt auf der Hut. Das Frühjahr kommt ins Land; während des Winters war viel Holz geschlagen worden, die Holztriebe hatten manchen Wintertag herabgetönt vom Urwald ins Städtle. Der Tag der Losziehung wurde ausgeschellt für alle „Holzberechtigten“.

Die Plebejer sandten an jenem ersten Ziehungstage des Jahres 1826 meist ihre Weiber; die Männer hatten den Sieg erkämpft, die Weiber sollten die Siegesbeute holen. Ehe der eben ernannte Waldmeister Kirnberger die Losziehung eröffnete, teilte der Bedesidele den Beschluß des Stadtrates mit, daß fürs erste Jahr die Hinterlassen kein Holzlos, sondern nur hundertfünfzig Wellen Reisig bekämen.

* Es wird in Hasle bis auf den heutigen Tag das Holz, dem Quantum nach für jeden Bürger gleich, aber in der Qualität verschieden, durchs Los alljährlich auf dem Rathaus verteilt. Meist gehen Weiber und Knaben zur Ziehung. Es war für mich kein kleines Ehrenamt, wenn der Vater mich als Knaben dazu beorderte, den Loszettel zu ziehen und dann gleich im Wald das Holz aufzusuchen.

Wichtige Fragen.

In der letzten Nummer las ich die beiden Bemerkungen unter dem Titel „Aus der Sprechstunde einer Proletarierärztin“. Besonders über das eine, „Kindersegen“, machte ich mir meine eigenen Gedanken und möchte ich einmal mein Herz leeren und die Genossinnen um weitere Ansichten bitten. Warum sollen wir Frauen nicht von dem sprechen, was unser Innerstes und Heiligstes betrifft. Die Beispiele, die sich täglich vermehren, zeigen zur Genüge, daß die Frauen eine Pflicht haben, gegen die traurigen Zustände Stellung zu nehmen. Nehmen wir eines heraus:

Eine junge, blühende, sonst gesunde Frau bestand infolge ihrer Körperbeschaffenheit die Geburt ihres ersten Kindes mit äußerster Lebensgefahr. Der Arzt erklärte, eine zweite Geburt würde der Mutter das Leben kosten. Jedoch mit Vorkehrungsmaßnahmen wurde von ärztlicher Seite dennoch immer gezögert. Die Arme kam von neuem in andere Umstände und war von der ersten Zeit an krank. Ein Arzt riet zu einer Frühgeburt, ein anderer überredete die Frau, den Dingen den Lauf zu lassen, vielleicht gehe es ganz gut und vielleicht ist es der vielverheißene Knabe und Stammhalter. Leider hörte das Ehepaar auf den letzteren Rat. Die Geburt kam mit einem Mädchen und die erst 27jährige Mutter starb.

Dies geschah vor vielen Jahren in meiner Familie, ich war damals noch sehr jung, aber bis heute lastet dieser furchtbare Eindruck auf mir, daß das Leben dieser jungen Frau, die für Mann und ihr erstes Kindchen ein Segen gewesen wäre und noch unendlich viel hätte wirken können, als weniger wert taxiert wurde als ein ungeborenes, vielleicht nicht keimfähiges Leben. Dieses Va-banque-Spielen mit dem Leben einer jungen Frau empörte mich. Was mich aber verbitterte, das waren die üblichen Aussprüche und Meinungen, besonders von Seite der Männer: „Nun, in Gottes Namen, dies ist das Frauenlos“; „für das ist sie auf der Welt“; „mit dem muß halt die Frau rechnen“ usw.

Ein anderes Beispiel: Eine Proletarierfrau, die von morgens bis abends in der Fabrik arbeiten mußte, hatte

nacheinander fünf Frühgeburten, jede brachte sie körperlich zurück. Der Arzt erklärte, sie sei niemals fähig, einem Kinde das Leben zu geben, es sei an der Zeit, nun endlich Vorkehrungen zu treffen. Als die Frau später den Arzt an diese Bemerkung erinnerte, hatte er doch alle möglichen Ausflüchte. Wahrscheinlich spielte da die Angst vor dem Geseze, das überhaupt für uns Frauen so wenig Recht und Gerechtigkeit übrig hat, viel mit. Gewiß nimmt jede normale, gesunde Frau mit Freuden die Pflichten der Mutterschaft auf sich, ist es doch das Höchste und Edelste. Aber zur Qual und zum Elend wird es, wenn das Leben und die Gesundheit der Frau mit Sicherheit auf dem Spiele steht. Wenn das Gesez sie zwingt, Gesundheit und Leben einzubüßen, um der Möglichkeit willen, dem Staate einen Bürger und Rekruten mehr zu liefern. Das ist auch eine Art Frauen-*sklaverei* und ist das Gesez in seiner Strenge eine Schande für uns. Mit Freuden und mit ganzer Kraft sollte die Frau die Mutterschaft auf sich nehmen können. Das Gesez, das so besorgt ist für das Anwachsen seiner Bürger, sollte ebenso besorgt sein, armen, bedürftigen, kinderreichen Familien ihre Existenz zu erleichtern. Wie schmer und bitter muß eine Mutter das Reimen eines neuen Lebens empfinden, wenn schon ein halbes Duzend oder noch mehr nach Brot schreien. Wenn sie sehen muß, wie die lebenden Kinder immer mehr unterernährt werden und langsam der Krankheit und dem Siechtum verfallen. Wie soll sie dem Neuangekommenen in doppelter Sorge und Pflege gerecht werden, wenn nichts da ist. Hat der Staat das Recht zu fordern, so soll er auch die Pflicht zu sorgen haben. Da wären ganz gehörige Kinderprämien am Platze.

Eine junge Frau kam letzten Winter ins zweite Wochenbett. Der Mann, ein notorischer Trinker, sorgte sich um nichts, sondern mißhandelte die Frau täglich. Bis zur letzten Minute mußte die Arme arbeiten. Das erste Kind lag krank im Spital. In der Nacht, als der Geburtsakt begann, verließ der Mann, nachdem er die Bedauernswerte noch geschlagen hatte, die Wohnung und ließ die Gebärende mutterseelenallein in der Kälte. Auf die Hilferufe der Vermissten:

Jetzt war es um den armen Waldmeister und um den treulosen Stadtrat geschehen. Wie Hyänen fielen die Weiber über die beiden her, schlugen sie wund zu Boden. Ohne die Dazwischkunft von andern Männern wäre keiner mehr lebend aus den Händen der Holzsurien gekommen.

Der Stadtrat versammelt sich auf die Nachricht von der Gewalttat und geht schneidig vor. Die Rädelshüterinnen, die „Sägerin“ und die Frau des „wüsten Neumaier“, eines Fuhrmanns in der Vorstadt, sollten vom Polizeidiener verhaftet und ins „Narrenhütle“* geführt werden. Das war für den damaligen Chef der exekutiven Gewalt, den alten „Schneider-Miehle“, keine Kleinigkeit. Die Sägerin, ein Hünenweib, die ich als Knabe noch oft bei meiner Großmutter sah, warf den armen Polizeischneider zur Türe hinaus. Bei der „wüsten Neumaierin“ gelang ihm die Verhaftung, er brachte sie hinter Schloß und Riegel. Ihr Gemahl war abwesend, und als er mit seinem Fuhrwerk am Nachmittag von Offenburg her heimkehrte, hieß es, sein Weib sei vom „Schneider-Miehle“ wegen der Schlacht auf dem Rathaus eingesperrt worden.

Wenn man einem Ritter des Mittelalters bei der Heimkehr gemeldet hätte, seine Burgfrau sei ihm von einem andern entführt worden, könnte er nicht eiliger sich aufgemacht haben, um die Schmach zu rächen, als der wüste Neumaier. Damals hatte Haslach eine Schwadron Bürgerkavallerie. Bei der stand der wüste Neumaier. Seinen Schleppsäbel umschnallen, einen Gaul satteln und mit gezogenem Säbel ins Städtle galoppieren, war das Werk weniger Minuten.

Am Narrenhütle angekommen, sprengt er mit seinem Schwert die elende Holztüre auf, hebt sein Viehstes aufs Pferd, wie ein Rittersmann in der besten Minnezeit, und trabt, immer noch den blanken Säbel in der Rechten, stolz durch die Hauptstraße seiner Burg ruine in der Vorstadt zu, wo er das Weib absetzt.

* So hieß ein kleines Haus am „untern Tor“, das als Bürgerarrest diente und in das man auch die Geisteskranken zeitweilig einsperrte.

Aber noch hat der Ritter sich nicht gerächt am Attentäter auf seine Hausehre, am Schneider-Miehle. Im Galopp saust er abermals ins Städtle und fahndet auf den Diener der heiligen Herrmandad. Bei dessen Wohnung, am Rathaus, an allen Wirtschaften sprengt der rasende Roland vor. Er findet ihn nicht.

Schon will er heimreiten, da, an der Grenze zwischen Stadt und Vorstadt, umweit vom „Engel“, sieht er von ferne den bereits gewarnten und geängstigten Schneider seiner Behausung zufliehen. Dieser hört den Hufschlag, sieht den wüsten Neumaier, den Säbel schwingend, auf sich zureiten und springt hinter das Engelswirtschaftshaus, um ein Unterkommen zu suchen. Noch wenige Sekunden, und der Dragoner hat ihn. Da gilt kurz Besinnen. Nur eine einzige Öffnung bietet sich dem zu Tode Erschrockenen — der Gänsestall des Engelswirtschafts. In den schlüpft er mit Uniform und Säbel. Raum hat er seine Füße nachgezogen, so fährt schon ein Hieb über den Gänsepalast.

Doch die Angst des armen Schneiders und die Energie, mit der er sich in den Gänsestall eingezwängt, entwaffnen den Grimm des Reiters. Aber so lange seine Frau im Narrenhütle, ebensovlang soll der Polizeidiener im Gänsestall bleiben. Hoch zu Ross hält der wüste Neumaier treue Wacht, und um den Schneider von seiner Gegenwart zu überzeugen, haut er bisweilen einen Span aus dem hölzernen Schlupfwinkel desselben. Jung und alt sammelt sich schließlich um dies eigenartige Bild.

Als die Abendglocke ausgeklungen, reitet der Bläsejer von dannen; barmherzige Deute ziehen den halbtoten Sicherheitsmann aus seiner Trube und geleiten ihn mitleidig nach Hause. Sein Sohn aber heiratete später eine Tochter des wilden Reiters, um so ward dessen Tat in schöner Art gesühnt.

Eine Schlacht der Weiber auf dem Rathaus und die Nacht des wüsten Neumaiers bildeten den Schluß des langen Kampfes zwischen Patriziern und Plebejern in meiner Vaterstadt Haslach. Die letzteren siegten in all ihren Forderungen. Fortan war Friede im Städtle bis Anno 1848.